

## **Warten und spielen - eine kleine, individuelle Mythologie**

Für Erika und Wolfgang

Wir leben nicht erst seit heute in kapitalen, in materialistischen Zeiten. Kein Gott, Wüste vor allem, Nihilismus also, so sah es Friedrich Nietzsche. Aber was folgt aus seiner kulturkritischen Betrachtung für das persönliche Leben?

Der Ausgangspunkt dieser kleinen Heil(ung)s-geschichte sind zwei Gedanken. Erstens: „Wir haben Gott getötet“, so Nietzsche, und demzufolge kann man-selbst zweitens seine „Sache auf NICHTS stellen“, so Max Stirner. Aber was ist die eigene Sache? Eine durchaus mögliche Heilsgeschichte/Sinnggebung kann demnach durch mich-selbst erfolgen. Wie? Ich bin die Geschichte, die ich von mir erzähle, nicht im moralischen Gut und Böse, sondern heilungsgeschichtlich: im Stimmigen wie im Unstimmigen. Denn die Perspektive auf Stimmigkeit/Unstimmigkeit ermöglicht mir gleichzeitig eine geistig-seelisch-körperliche Eigenwahrnehmung: Ich kann spüren, was mit mir los ist; aber wie? „Heilung“ verwende ich dabei als „Stimmig-Werden“. Und auch wenn die folgende Geschichte bislang halbwegs stimmig ausgeht, so gab und gibt es Widersprüche, Tiefpunkte, Schwärze, Unstimmigkeiten also. Ob dabei ein Ödipus-Komplex mitwirkt (Mutter gut, Vater wird symbolisch ermordet), weiß ich nicht. Aber es gibt, so sehe ich es heute, die Wand. Ein Phänomen, das mir lange unklar war.

### **Die Freude, die Wand und der Zuspruch**

Die Geschichte meiner Mutter Erika - und damit auch meine - geht grob gesprochen so: sozialistisches Elternhaus, Arbeiterschicht, BDM, Schneiderin, vorzügliche, erfolgreiche Sportlerin (Ski, Kunstspringen, Segelfliegen), Sportlehrerin, meine Tennis- und Skilehrerin; mein Vorbild? „Erfolg ist nicht (so) wichtig, es zählt (vor allem) die Freude“. Alles in allem: eine schweigsame, sehr eigensinnige, verständnisvolle, immer anwesende Mutter. Die Familiengeschichte meines Vaters Wolfgang - und damit auch meine - ist gebrochener: großbürgerliches Elternhaus, sein Vater Günther Stellvertreter Freislers, Wolfgang in der HJ, freiwillig an der Ostfront, protestantische Ethik, Ernst Jünger-Anhänger, guter Sportler. Alles in allem ein sehr selbst-disziplinierter, abwesender, erfolgsbewusster, beredter, liberaler und liebevoller Familienvater.

Doch etwas beschäftigt mich bis heute: Ich war 15 oder 16 und gewann im Tennis die Clubmeisterschaften gegen meinen Erzgegner 6:0, 6:1 - gutes Spiel, große Zufriedenheit.

„Wieso hast Du ihm dieses eine Spiel geschenkt?“, fragte Wolfgang. „Ja, habe ich“, war meine Antwort, „er tat mir leid“. „Aber er ist ein Betrüger, dem schenkt man nichts“, entgegnete mein Vater. Ich schwieg; auch weil ich es als läppisch erachtete. Ich sprach mit dem von mir als Vorbild verehrten Horst Eberhard Richter, einem Bewunderer meines Tennisspiels in Gießener Zeit; er hatte gerade den „Gotteskomplex“ geschrieben und schenkte mir das Buch; dazu ein langer Brief; ich bräuchte keine Psychoanalyse; ich könnte aber meine Frage zur absoluten Autorität (Gott, Vater) klären; das wurde und ist ein lebenslanger Prozess.

Diese Frage: Warum hast Du ihm ein Spiel geschenkt? stand bis vor Kurzem wie eine Wand zwischen meinem Vater und mir: Geschenk/Gabe oder Wettbewerb/Kampf als Urkonflikt. Mein Vater wusste das nicht. Denn er wiederholte den Satz abgewandelt später nach der Disputation: Warum nur Magma cum Laude? Warum nicht das Beste? Aber es gibt doch immerhin die wunderbaren Gutachten und Empfehlungen von Ulrich Beck, entgegnete ich rechtfertigend. Erst als das Gutachten zur Apl.-Professur Jahre später da war, sagte er: „endlich“ und freute sich. Der beste Chablis, den er erst dann zu öffnen bereit war, war - in seinem zu warmen Keller - sauer geworden. Doch die Wand blieb für mich da. Ich strengte mich an, wollte ihm - in seiner Belesenheit - gefallen: der ganze universitäre Schnick-Schnack mit Habilitation, „Publikationsliste“ und großem Abfallforschungsprojekt. Ich wollte ein „guter Sohn sein“, wo er doch alles - trotz und wegen seiner zerbrochenen Familie - für mich getan hatte.

Diese kurze Geschichte folgt - so verstehe ich es erst jetzt - einer biographischen Chronologie, einer Herrschaft des Chronos und sie fragt nach dem Wert des Geschenks, dem Geschenk dieses einen Spiels. Die Familiengeschichte als Dialektik von Lob und Tadel, von Höhen und Tiefen, von Autorität und Befreiung. Aber es gibt eine andere Geschichte, eine Geschichte von Zyklus und Kairos, eigentlich keine Geschichte, sondern eine kleine individuelle Mythologie. Zyklus und Kairos sind die göttliche/natürliche Zeit, ein mythisches Geschenk. Wir beschreiben dann die Welt, wie wir uns selbst beschreiben; chronologisch, assoziativ (als Abfolge zufälliger Ereignisse) oder mythisch. In der Selbstbeschreibung entwirft man ein Bild von seinem Menschsein - und das lässt sich dann in der Welt, im Spiegel, an der Wand sehen und vielleicht spüren. Aber ohne ermutigenden Zuspruch bleibt das alles verborgen. Ohne den Zuspruch meines Philosophie-Lehrers G.N., ohne den Zuspruch von H.E.R., U.B. und H.S. würde der

scheinbar läppische Satz meines Vaters noch unverdaut bleiben; Schlacken bilden. Aber es gibt diese andere Geschichte.

## **Tennis spielen**

Das Bild, das ich von mir habe, ist spielerisch, einigermaßen freundlich und dabei folge ich der Idee der Kontingenz: es könnte so und auch anders sein. Diese Annahme (m)einer grundsätzlichen Zufälligkeit und Schicksalhaftigkeit ergibt sich aus meinen Erfahrungen, meinem Unterwegssein, Umzügen und vor allem: meinem Tennisspiel. Überall wo ich lebte, habe ich immer Tennis gespielt: Duisburg, Schwendi, Buchholz, Langenfeld, Gießen, Berlin, Nürnberg, Köln, Zürich, Marburg, Hasliberg, Freiburg, El Hierro. Ich bin meine Orte und Zufälle, weil ich angepasst und intuitiv spiele/lebe je nach Ort und Zeit. Vor allem übe ich je nach Stimmung, Wetter und Partner/Wand, also so und immer wieder anders - und das Spiel unterbreche. In Spiel und Intuition begegnet mir eine fremde, eine grundlegend andere Welt als die, die ich zu kennen glaube: in der Schule, der Banklehre, beim Studium, beim Lehren. Wolfgang würde sagen: Erfolg durch Selbstdisziplin. Aus Erikas Sicht ist es anders: lehren, mich um die Kinder kümmern, kochen, haushalten sind ein Tennisspiel, mal ehrgeizig, meist gelassen, zufallsoffen. Tennis - und so spüre ich es - ist meine Art, mein Stil, mich mit der Welt/Wand zu verständigen. Die Welt/Wand tut/fragt etwas und ich warte und spiele. Ich warte und spiele und die Welt/Wand antwortet. Ich versuche den Ball so lange wie möglich stimmig im Spiel zu halten; das geht mit bestimmten Partnern, mit anderen ist es schwieriger oder unmöglich, vor allen denjenigen, die systematisch, hart und kontrolliert spielen, die um jeden Preis gewinnen wollen, das heißt, den Ballwechsel so schnell es geht beenden wollen. Die mich dann erfassende Stimmung ist unstimmig. Ich verstehe die Welt/Wand dann nicht mehr, sie entgleitet mir, sie erscheint mir so, in dieser Unstimmigkeit, sinnlos.

Ich spiele, so oft es geht, begreife den Menschen als einen Homo ludens, versuche, die Zufälle zu bejahen; die Umstände, das Wetter, die Anderen, die Tiere, die sich auf den Platz verirren. Ob ich als Spielender auf die Welt gekommen bin, weiß ich nicht; ich bin da nicht so gewiss wie Friedrich Schiller und Johan Huizinga, den Urvätern der Idee des Spiels. Aber ich stand im Kinderwagen neben dem Tennisplatz und als ich zu laufen begann, hob ich die Tennisbälle meiner Eltern während ihres Spiels auf und warf sie ihnen zu. Später zog ich den Platz ab, kehrte die Linien. Wöchentlich, monatlich, jährlich. Bis ich begann, unerschöpflich gegen und mit der Wand zu spielen. Später spielte ich Turniere.

Ich gab es auf. Am besten spielte ich bei den Turnieren auf Borkum: Ich kam mit Wind, Regen und den entsprechenden Pausen gut zurecht. Die Gegner hingegen mochten das Wetter und das Warten nicht. Nur hier gewann ich, neben einigen Club-, Stadt- und Bezirksmeisterschaften. Ich spielte vorsichtig, nicht zu hart nicht zu weich, wollte den Ball - so lange es möglich war - im Spiel halten. Ich spiele so, weil ich drei Quellen habe: die Wand, meine Mutter/meinen Vater und meine Intuition. Was ich an der Wand und von ihr lernte, war dies: vorherzusehen, wann der Ball wie kommt und was mein Spiel bewirkt - immer und immer wieder. Tennis war - wie das Wandern in den Bergen - die mythische Unterbrechung meiner alltäglichen Verrichtungen, mein absichtsloses Nichts. Zuerst starb Wolfgang und ich beerdigte ihn in Langenfeld, dann unterbrach ich meine Arbeit und beendete sie später vorzeitig. Ich wollte mehr spielen. Dann starb meine Mutter Erika und wir, Dominique und unsere vier Kinder, streuten sie hinter dem Nietzsche-Stein auf der Chasté nahe Sils Maria vor drei Jahren aus.

### **Sils Maria, warten**

Letztes Jahr reise ich mit Benjamin (Sohn) und dieses Jahr mit Lion (Sohn) nach Sils Maria, im Engadin, auf diese kleine Halbinsel im Silser See. Wir versuchen, dem August 1881 näher zu kommen, dem Ereignis, das Erika und Wolfgang jährlich suchten. Jährlich saßen sie 30 Jahre hintereinander hier und lasen sich Nietzsches Gedicht „Sils Maria“ vor. Ihr Mythos. Was war damals, am Tag des großen Mittag? An diesem Tag, im August 1881, zog es Nietzsche auf diese kleine Halbinsel, nahe Sils Maria. Dort ereignete sich das, was im Gedicht „Sils Maria“ so lautet. „Hier saß ich wartend, wartend - doch auf nichts/ Jenseits von gut und böse, bald des Lichts/ Genießend bald des Schattens, ganz nur Spiel/ Ganz See, ganz Zeit ohne Ziel/ Da, plötzlich, Freundin! wurde Eins zu Zwei / - Und Zarathustra ging an mir vorbei...“ Und damit der Einschlag der Intuition der ewigen Wiederkehr. Der Kairos, die Plötzlichkeit des Zarathustra-Ereignis´ teilt die Welt in den einen und in den anderen Zustand, in die eine Zeit des - heute hektischen - Chronos und die andere Zeit der - langsamen - ewigen Wiederkehr und ihrem dann möglichen Kairos. Den Chronos unterbrechen wir und warten absichtslos „auf nichts“. Dann kann der Kairos sich ereignen: Für Nietzsche war es die Erkenntnis des Zarathustra: „Und alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit“. Kein Glück, lediglich ein Glücksmoment. Das „genießend, ganz nur Spiel“ kann (nur?) wartend sich ergeben.

Hinter dem Nietzsche-Stein am Ende der Chasté haben wir die Asche von Erika 2022 ausgestreut. Dieses Jahr - zehn Jahre nach Wolfgangs Tod - hat Lion die Asche meines

Vaters ausgestreut, die Urne mit Steinen gefüllt und sie dem See übergeben. Ich ließ seine Urne in Langenfeld ausgraben und brachte sie von Freiburg hierher. Nun komme ich jährlich hier her, erinnere mich, suche ihre Nähe, spreche mit ihnen, übergebe ihnen Dinge, die ich nicht erfüllen kann. Vor allem denke ich an ihre Unterbrechungen und Übungen: warten und spielen. So folge ich ihnen.

## **Üben, das Geschenk**

Das Leben, mein Leben, lässt sich erst nun unter diesen beiden Aspekten „warten und spielen“ verstehen. Sie sind mein „anderer Zustand“, so wie ihn Robert Musil versteht. Ihn beglaubige ich seit 2022 jährlich durch diese Reise nach Sils Maria. Man selbst erfährt diesen „anderen Zustand“ dadurch, dass man selbst sein Diesseits, den normalen Gang der Dinge, unterbricht, dass man die Zufälle, die dann da kommen, bejaht, dass man - beiläufig und einfach so absichtslos wartet, dass man möglichst hingeeben ist und die Antworten auf sein eigenes Spiel zufällig auf sich zukommen lässt, manchmal vielleicht etwas angespannt, dann wieder loslassend, manchmal vielleicht noch etwas ängstlich, aber freudig dafür, dass da sich etwas plötzlich - einfach so oder anders - ereignet. So gestimmt könnte man selbst spielend und wartend werden.

Man übt, indem man täglich spielt; nicht nur auf dem Platz. Wenn man täglich mit der und gegen die Wand/die Welt mit einem oder ohne Schläger gegen und mit ihr Tennis spielt, zeigt sie einem-selbst, was man tut. Die Wand/Welt ist man-selbst. Man-selbst wird durch die Wand/Welt. Sie ist Partnerin und Gegnerin, sie antwortet auf das, was man tut. Spielt man zu hart und zu ungenau, kann man nicht weiter spielen. Spielt man zu weich, kann man nicht weiter spielen. Mit Erika spielte ich so lange es ging mit einem Ball. Ich spielte, bis ich müde wurde. Erst später spielte ich mit Wolfgang, um zu zeigen, was ich kann, um gegen ihn zu gewinnen. Später fuhr mich Erika vier Jahre lang zum Training zu meinem geduldigen Tennistrainer zu ETUF Essen jede Woche 50 Km hin, 50 Km zurück. Ich spielte weich, so weich es ging, kurz und hoch, Lob und Stop. Ich übte, was an der Wand nicht ging. Dann spielte ich viele Turniere und für viele Mannschaften und ich vergaß, wofür ich auch spielte - um mir selbst zu begegnen. Immer spielte ich weich, Slice, ging nach vorne ans Netz, versuchte Stops hinter das Netz zu spielen. Versuchte hinter dem Rücken und durch die Beine zu spielen, so kunstvoll es eben ging. Ich übte es immer wieder, vor allem an der Wand. Und so wurden Tennis und die Wand mein Zugang zu einer anderen Welt: Stundenlang wartete ich unterbrochen durch Regen auf das Weiterspielen, stundenlang

übte ich mit der Geduld von Erika. Auch Wolfgang spielte sein Spiel mit ihr. Sie spielten immer miteinander, im Einzel wie im Mixed.

Und so übe ich weiter, ob mit Wänden, Freunden oder Bäumen und Vögeln; spielen und warten, mit und ohne Ball. Das Außen spiegelt mich. Ich lerne mich durch die Welt/Wand besser kennen, ohne dass ich Freunde, Bäume, Vögel wirklich kennen lerne. Aber sie *schenken* mir langsam meine Bilder von mir. Mag das Diesseits noch so schäbig sein, es kann - keineswegs nur an Sonn- oder Feiertagen - wartend und spielend unterbrochen werden. Der andere Zustand ist immer möglich, er lässt sich üben. Unterbruch und Zwischenraum. Sie sind wartend und spielend Raum und Zeit, sind Genuss.

## **Zyklus**

Gesellschaften lassen sich danach unterscheiden, wie sie Chronos und Zyklus/Kairos organisieren. Bäuerliche und indigene Kulturen sind in den lokalen Raum und die lokale Zeit eingebunden, in Natur, Wetter und Jahreszeiten; der Sinn des Lebens ergibt sich dann aus dem Kreislauf. Die Wiederkehr von Mondphasen, Sonnenwenden, Ernten, Geburten und Todesfällen wird verinnerlicht.

Lion und ich fahren von Sils Maria ins Segantini-Museum in Sankt Moritz. Segantini bildet das einfache, harte, bäuerliche Leben in den Alpen im Engadin und im Bergell scheinbar naturgetreu ab; eine Magd trinkt das Wasser; die Kühe werden in die Berge begleitet. Die Berge des Bergell bestimmen den Horizont. Das Äußere wird bis ins kleinste Detail gezeigt. Gestein, Pflanzen, Tiere und der arbeitende Mensch gehören fest zueinander. Das Äußere spiegelt symbolisch das Innere. Der Sinn des Lebens zeigt sich damit im Äußeren, hier in der Kunst Segantinis. Wenn die harte und himmlische Berglandschaft das Innere spiegelt, dann erhält auch das unerträgliche Wetter (der Kairos) seine Bedeutung: Der Wetterumsturz wird ertragen, weil er vom Zufall des eigenen Lebens kündigt: Zufall und Unfall kehren immer wieder, bleiben aber im ewigen Kreislauf von Leben und Tod schicksalhaft und sind in die mythische Erzählung eingebunden. Der große Zyklus in der Rotunde: „Das Leben (oder Werden)“: eine marienähnliche Frau, Kühe hütend beim Sonnenaufgang vor dem Hintergrund der Bergeller Sciora-Gruppe; „die Natur (oder Sein)“, eine Frau, die ein Kalb zieht, begleitet von einer Kuh auf einem baumlosen Höhenweg im Morteratsch-Gebiet; und „Der Tod (oder Vergehen)“: drei Menschen, die in einer Schneelandschaft einen Sarg tragen. Lion und ich sitzen allein eine halbe Stunde

vor diesem symbolistischen Hauptwerk. Nach diesem Werk begann die abstrakte Kunst ihren Siegeszug und Kandinsky schrieb: „Das Geistige in der Kunst“. Wir kehren ins Waldhaus zurück. Das Nietzsche-Museum bleibt noch geschlossen. Nietzsche kannte Segantini. Vielleicht ist Nietzsches „Sils Maria“, in der Nähe des Segantini-Ateliers, durch Segantini inspiriert, aber belegen lässt sich das nicht. Es ist augenfällig, dass beide zeitgleich das Oberengadin als Seelenlandschaft erfuhren. Die unsichtbare Seele zeigt sich in der Landschaft. Das Bedürfnis nach Sinn und Lust, und damit nach Wiederkehr, ist an die Jahreszeiten gebunden: der Frühling kehrt immer wieder, hier im Engadin erst Anfang Juni.

Wenn man-selbst das äußerlich Wiederkehrende jedes Mal lustvoll genießt, dann wird das Innere zum Äußeren, dann ist die Erwartung keine Last, dann wird das Leben so bejaht, wie es ist: schön und von Zufällen begleitet. So gestimmt ist es leicht zu warten.

### **Mit und ohne Chronos**

Kapitale Gesellschaften organisieren das Jahr chronologisch und der Sinn des Lebens wird dann fraglich. Im Nacheinander kehrt nichts wieder.

Das normale Leben hier und heute erleben wir beim Arbeiten, im Familienleben und in der Freizeit chronologisch. Wieviel Raum gebe ich dem Chronos? Wie erlebt man-selbst die Jahreszeiten? Wie und wann kann ich auf den Kairos, den Blitz, den Einschlag, den Zufall warten? Auch Tennis läuft chronologisch ab. Es ist streng geregelt: wir treffen uns um 12, um 13 Uhr beginnen wir, die Pausen sind im Turnier streng begrenzt; ebenso die Zeit zwischen den Spielständen, zwischen den Spielen. Nur das Spiel selbst darf so lange dauern, wie es will. Es gibt Spiele, die dauern länger als einen Tag. Sie werden durch Regen oder Nächte unterbrochen - früher: Heute sind die bedeutenden Plätze überdacht und es gibt Flutlicht; man spielt dort bis zum bitteren Ende.

Eigentlich unterbricht das Spiel den Chronos, den normale Gang. Im Spiel ereignen sich allerlei Zufälle. Im normalen Spiel, im Gewinnenwollen, versuchen wir die Zufälle auf ein Minimum zu reduzieren. Die Reduktion der Komplexität, das systematische, automatische Spiel verdient aber nicht den Namen „Spiel“. Ein wirkliches Spiel ist immer anarchisch, unbestimmt, zufällig. Es öffnet sich der Unbestimmtheit von Natur, Kosmos, Wetter und dem ganz Anderen. Es ist der chronologischen Zeit enthoben, es ist endlos, lustbetont, ewig. Und dann bricht der Normalfall, der Chronos, herein: aufhören, den Platz ordentlich

hinterlassen, abziehen, die Linien säubern, den Anfang des Spiels anderen überlassen. Morgen kann ich wieder spielen und übermorgen, jeden Tag, jede Woche, jeden Monat, jedes Jahr. Seit über sechzig Jahren. Und die kommenden Jahre; bis es nicht mehr geht, bis der Körper zu alt ist, bis die Seele müde wird, bis der Geist aufgibt. Doch so lange werde ich spielen, im Geist meiner Eltern. Die Wiederkehr des Immergleichen, Zarathustras Lust an der Unendlichkeit, am ewigen Mittag gelingt im Kreislauf des Spiels ohne Chronos, ohne Ziel.

Das zyklische Leben, das Leben mit den Jahreszeiten, dem Kosmos und der Natur, hat den Vorteil, Veränderungen zu bemerken. In diesem Jahr ist etwas anders: Ich kann früher spielen, die Vögel nebenan singen lauter. Das Putzen der Linien macht mehr Freude, meine Muskeln werden schwächer, es regnet mehr. Und immer wieder spiele ich gegen die Wand, übe mit Anderen, versuche so zu spielen, dass sie sich freuen. Was zwischen uns passiert, bleibt unbestimmt.

### **Unterbruch, Zwischenraum, Übung**

Die Hoffnung ist, die objektiven Grausamkeiten - wie Krieg, Vergewaltigung, Ausbeutung - nicht in mein Leben zu lassen, sie - wo immer es geht - zu unterbrechen und andere Zustände zu suchen und dann im Spiel zu üben: immer anders spielen, so absichtslos und damit paradox dies möglich ist. Das mag moralisch ignorant und skrupellos erscheinen im Angesicht von Übeln, Abfällen und Opfern einer sinnlosen, weil materialistischen, kriegerischen, kalten Welt. Diese physische Welt vieler Kulturen war in der Regel linear, kausal, logisch, kalt, grausam, aber sie hatte metaphysische Unterbrüche, Pausen vom Horror. Unsere „moderne“ Welt versucht aber, die metaphysische Quelle und ihre persönliche, seelische Verkörperung - die Intuition - abzuschneiden, weil sie Intuition und Imagination mit kirchengebundener, hierarchisch organisierter Religion verwechselt. Unsere metaphysische Quelle liegt jedoch gleich nebenan in Zwischenräumen ebenso wie in Zwischenräumen in uns selbst. Dafür sind Spiel- und Ruheräume nötig.

Voraussetzung bleibt das „Warten auf nichts“, das Nichts, auf das ich meine Sache stelle. Wenn das Nichts sich einstellt, kann man-selbst zu spielen beginnen, dann eröffnet es einem seine Geheimnisse, dann kann man intuitiv spielen, dann kann man-selbst genießend „ganz“ werden, ganz mit der Zeit, ganz mit dem Raum. Zeit ohne normale Zeit,

Raum ohne normalen Raum. Unterbruch und Zwischenraum. Es ist das, was wir den Kinder schenken können: Raum und Zeit für ästhetische Selbsterziehung. Wir, die Anderen, die an eine andere Welt und den „anderen Zustand“ glauben, die genießend etwas Warmes, etwas Lichtvolles ersehnen, mögen die Grausamkeiten, die absurden Schatten und Kälte - Camus' Fels, Platons Höhle - bewegen wollen, aber wir werden diesen normalen Zuständen dann ähnlich. Ohne einen anderen Zustand zu erhoffen und ihn spielerisch und damit ühend zu suchen, erscheint das Leben absurd, sinnlos, negativ. Wenn man selbst hingegen den normalen Zustand unterbricht, ühend spielt und wartet, so fließt einem selbst absichtslos - vielleicht - etwas ganz Anderes zu.